

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Anne-France Dautheville
Wohin der Wind mich trieb

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

1 Große Angst vor einer großen Reise	7
2 Die «Mitte der Welt»	21
3 Echte ecuadorianische Eingeborene, speziell für Touristen	36
4 Der Lanzón – Schlüssel zu einer versunkenen Kultur	57
5 Armut und kein Ende	83
6 Nazca, das größte Astronomiebuch der Welt	95
7 Cuzco oder Der beste Tourist ist ein geplündelter Tourist	120
8 Auf Nimmerwiedersehen, großartiges Peru!	148
9 An der Wiege des Inkareichs	172
10 Potosí aus Schweiß und Tränen	186
11 Von Tangos, Riesensteaks und Maiwitwen	199
12 São Paulo – Bürokratie auf brasilianisch	208
13 Brasília: Lotosblüte, du reiner Widerspruch . . .	224
14 Rio ohne Karneval	234
15 Die wunderwirkenden Bänder von Salvador	252
16 Amazonas – ein Kindheitstraum wird wahr	263
17 Im Goldenen Dreieck von Südamerika: Leticia	274
Ratschläge, Hinweise und Geheimtips	279
Karte	287

Große Angst vor einer großen Reise

Jedesmal, wenn ich mich auf fremde Landstraßen begeben, habe ich Angst. Ich bin in Bogotá angekommen, den Tod auf den Fersen. Die Herren von Honda Kolumbien haben mir mein Motorrad ausgeladen, das in einer Kiste reiste, die fast so bequem war wie mein Flugzeugsitz. Sie schälten es sorgfältig aus seiner Umhüllung. Ich wurde nur schon vom Zuschauen erschöpft. Und dann stand es vor uns: weiß, massiv, mit zwei großen Satteltaschen auf dem Gepäckträger, und dennoch wirkte es schlank, rank und elegant – mein hübsches Motorrad. Wir haben es gemeinsam bewundert, und aus dieser Bewunderung entstand eine Freundschaft. Aber die Angst in mir wuchs.

Herrgott, warum bin ich nur so ein Hasenfuß! In vier Tagen werde ich siebenunddreißig. Alle meine Altersgenossen sind geschieden und mit zahllosen Kindern behaftet, während ich, der Teufel weiß warum, mich dazu veranlaßt fühle, die Anden in ihrer ganzen Länge und Breite zu durchqueren, angefangen in Kolumbien bis hinunter nach Argentinien. Aber das Verrückteste an der ganzen Sache ist, daß ich seit meiner Kindheit von dieser Reise träume und nur der Tod mich von diesem Plan abbringen könnte.

Es war bereits Nacht, als wir das Motorrad aus der Garage schoben. Hernán und Carlos bestiegen ihren kleinen Lieferwagen, um mich durch die Stadt zu schleusen. Und ich entdeckte Bogotá für mich: glitzernde Hochhäuser, die sich vor einer düsteren Bergkette erheben, entlang den Boulevards Autos, Stoßstange an Stoßstange, deren Fahrer unentwegt hupen, um den Stau ein wenig unterhaltsamer zu gestalten. Orangene Omnibusse, die weder Gott noch Satan respektieren, schlängeln sich durch den Verkehr und sind entzückt, wenn sie andere strei-

fen. Bricht ein Autobus zusammen, muß man sich ganz auf die Geschicklichkeit des Fahrers verlassen; und wenn sie das Leben einiger Fußgänger kostet, was macht das schon! Meine beiden Schutzengel lotsen mich durch Seitenstraßen bis zu einer Avenue, durch deren Mitte unter hohen Bäumen ein Rinnsal fließt, das so tut, als sei es ein Kanal. Es gibt sogar einen Esel, der auf dem Rasen grast, und eine kleine, bucklige Brücke. Rechts und links stehen Villen aus rotem Backstein mit schmucken Gärten nach englischer Manier. Bogotá ist ein lärmendes Brighton. Kolumbien ist England!

Nicht weit entfernt von dem Esel spielt ein Junge mit einer leeren Papiertüte. Er ist fünf oder sechs Jahre alt, sein Haar ist verwuschelt, die Nase nicht ganz sauber; seine Umgebung interessiert ihn nicht im geringsten. Man hört soviel von den Straßenbanden Bogotás. Von Kindern, die von ihren ebenso zeugungsfreudigen wie armen Eltern verstoßen wurden und die sich selbst überlassen in dieser großen Stadt vegetieren. Kleine Diebe, die Marihuana rauchen in einem Alter, in dem andere Kinder an Zuckerstangen lutschen, Herumtreiber, die sich kichernd zwischen Abfalleimern betatschen, während die artigen Buben und Mädchen schon längst brav im Bett liegen – bedauernswerte und rührende kleine Gestalten, die nur das Recht des Stärkeren kennen und auf kein Verständnis hoffen dürfen, wenn sie zu Delinquenten werden. Die auf ihren guten Ruf bedachte Regierung hat sie aufgreifen lassen. Bogotá wurde gesäubert. Die Straßenjungen befinden sich in Heimen. Bravo! Nur, in diesen Heimen durfte man keine sexuellen Spielchen treiben oder einen Joint rauchen, sondern man mußte irgendeinem Kerl gehorchen, der nicht einmal stärker war als man selbst. Die Bengel haben sich gelangweilt und sind ausgerissen; die Sehnsucht nach der Gosse, nach den im Vorbeirennen entrissenen Handtaschen, nach dem Geruch, dem Wind, der Brutalität Bogotás hatte gesiegt.

Mein Haus hat nichts Englisches an sich, ausgenommen vielleicht eine gewisse Dürsterkeit im Speisezimmer und eine eisige Kälte, sobald die Sonne sinkt. Ich sage *mein* Haus, denn ich habe solche Angst an diesem Abend des 18. März 1981, daß die Adresse, die mein Freund Philippe mir gegeben hat, mir wie ein heimatlicher Hafen vorkommt. Keine schlechte Art vermutlich, sich mit diesem furchteinflößenden Ort, diesem Land, diesem Kontinent vertraut zu machen. Dennoch fühle ich mich endlos verloren.

Philippe wohnt am anderen Ende der Stadt und hat es seinen Freunden Alexander und Sylvie überlassen, mich in Empfang zu nehmen.

Um die Reise noch ein wenig hinauszuzögern, habe ich mir die Grippe geholt und mich ins Bett gelegt. Am Abend meines Geburtstags bin ich aufgestanden, um die roten und teuren Geschenke, die ich mir erbeten hatte, in Empfang zu nehmen: eine Erdbeertorte und ein Plastikmotorrad, 10 cm lang und 5 cm hoch, made in Taiwan. Mit gefülltem Magen und meinem Motorrad auf dem Kopfkissen bin ich wieder in die Federn gesunken.

Nach drei Tagen verließ mich die Grippe. In Bogotá ist mir der Tod offensichtlich aus dem Weg gegangen, und so mußte ich mich aufmachen, um ihn woanders zu treffen. Am 24. März zur Mittagszeit setzte ich mich daher auf meine Honda. Alexander winkte, Sylvie schnitt Grimassen, Philippe machte Fotos, und dann fuhr ich ab – meinem Schicksal entgegen.

Es ist grau und scheußlich. Beim Abschied von meinen Freunden hatte ich den Eindruck, daß ich sie nie wiedersehen würde. In Bogotá fährt der Kolumbianer wie ein Schwein, außerhalb Bogotás fährt er wie ein Verbrecher. Im Reich der Schweine stehen luxuriöse Wohnhäuser, aber je weiter man sich vom Zentrum entfernt, desto häßlicher werden die Häuser. Im Reich der Verbrecher sind die Böschungen mit Einwickelpapier dekoriert, das jedoch nicht mal fettig ist, weil man hier zu arm ist, um sich auch nur ein Quentchen Butter leisten zu können. Kilometerlang nichts als nackte Ziegelbaracken und Wellblechhütten, unasphaltierte Straßen, schmutzverkrustete Läden, wo man sehr viel mehr redet, als man kauft. Bogotá hat hier nichts Verführerisches mehr.

Das Gewühl ist unvorstellbar: Lastwagen und Omnibusse spielen Verfolgungsjagd; aus den Auspuffen entweichen stinkende Fürze und verpesten die Luft. Dreck, wo man hinsieht. Das Elend trifft einen so unvermutet wie eine unerwartete Ohrfeige. Ist das Südamerika?

Ich fahre weiter – und lerne schnell. Man muß dicht auf die Stoßstange des Vordermanns auffahren, weil einen sonst der Hintermann überholt, nur um die Lücke aufzufüllen. Ob man dabei zerquetscht wird, ist egal. Und hupen muß man wie verrückt, sobald ein Kind nur einen Ball, einen Kiesel oder einen Passanten auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ansieht. Wenn man merkt, daß ein Lastwagenfah-

rer mit dem Gedanken spielt, anzuhalten, dann hilft nur noch, scharf auf die Bremse zu treten und in den Graben zu springen. Man muß unentwegt die sinnlosesten Reaktionen voraussehen, aber vor allem muß man überholen, um jeden Preis, um dieser Hölle, diesen schwarzen Abgasen, diesem ohrenbetäubenden Motorenlärm, diesem unfallschwangeren Wahnsinn zu enttrinnen.

Die Armen sind zu sehr damit beschäftigt, ihr eigenes Leben zu retten, als an das ihrer Nachbarn zu denken; die Sorge um den Nächsten erwacht erst, wenn der Magen gefüllt ist.

Wie weit bin ich in diesem angstsclotternden Zustand gefahren, sechzig, siebzig Kilometer? Ich weiß es nicht, aber allmählich werden die Lastwagen seltener, die Berge flacher; plötzlich ist der Himmel blau, und es wird warm, wirklich warm. Meine Angst läßt ein wenig nach, und ich schiebe sie vollends beiseite, um diese unbeschreiblich grünen Hänge in mich aufzunehmen, die prächtigen Bäume, die bis an den Straßenrand wachsen: Bananen- und Kaffeeebäume! Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich, wo der Kaffee wächst. Kaffeeebäume sehen aus wie Stechpalmen, die meinen, sie seien Buchsbäume; das Grün ist so dunkel, daß es fast schwarz wirkt. Dörfer fliegen vorbei mit niedrigen Häusern hinter Pseudo-Platanenreihen, und durch die offestehenden Türen sieht man in blumengefüllte Höfe.

Ein alter Mann, der vor einer Kneipe ein Bier trinkt, hebt den Kopf, lächelt mich an und hebt segnend die Hand, eine Geste voller Einfachheit, mit der er mich seinem Gott anvertraut. Andere Tage und andere Dörfer folgten, aber nur in Kolumbien haben mich Männer und Frauen, wenn unsere Blicke sich zufällig trafen, mit dieser sanften Frömmigkeit gesegnet.

Und dennoch habe ich nie wieder ein Land gesehen, das soviel Gewalttätigkeit ausstrahlt. Die Männer tragen ihre Macheten wie alle Männer in südamerikanischen Ländern, nur hat man hier das Gefühl, sie seien immer bereit, sich ihrer auch zu bedienen, und zwar nicht nur für landwirtschaftliche Zwecke.

Von 1948 bis 1958 hat *La Violencia* Kolumbien zerrissen. Die Liberalen haßten die Konservativen und umgekehrt, und das Land versank in Wahnsinn. Nachbarn töteten sich für ein unbedachtes Wort oder einfach aus schlechter Laune; die Gewehre waren öfter zu vernehmen als die Stimmen der Frauen. Während zehn Jahren wußte der Familienvater am Morgen nicht, ob er am Abend zurückkehren würde. Die

Macheten schnitten zischend Baumzweige, Köpfe und Hände ab. Folter und Tod färbten die Erde Kolumbiens rot mit Blut.

Und dann erlosch *La Violencia*, erschöpft von ihrer eigenen Raserei. Heutzutage tötet man nur noch aus den üblichen Gründen: aus Habgier oder aus verletztem Ehrgefühl. Die Polizei versucht sogar, die Schuldigen zu finden, ein Zeichen, daß die Zivilisation zurückgekehrt ist. Aber etwas von dieser schrecklichen Zeit ist noch in der Atmosphäre zu spüren. Die Machete in ihrem an einem langen Riemen hängenden Lederetui, die gegen die Schenkel der Männer schlägt, ist kein einfaches Handwerkszeug mehr, weil sie zu lange eine Waffe war.

Die Angst hat mich endgültig verlassen. Ich habe mich in dieses zwiespältige Kolumbien verliebt.

An jenem Abend, als die Landschaft sich im Licht der untergehenden Sonne vergoldete, hielt ich in Gualanday an, mitten im Herzen dieses warmen Landstrichs. Ich war entschlossen, glücklich zu sein. Das *Hostal Rozal* machte mir einen besonders angenehmen Eindruck, obwohl es die gleiche verblaßte Farbe hatte wie die anderen Hotels und das gleiche ärmliche, abweisende Äußere, so als sei es irgendwann einmal am Rand dieser Straße achtlos abgestellt worden. In der großen Küche am Ende des Hofes – eigentlich glich sie mehr einer Werkstatt mit ihren vom Alter geschwärzten Wänden und den schweren, häßlichen Möbeln – befanden sich nur Frauen. Könnte ich ein Zimmer haben? Gewiß doch. Mein Motorrad in den Hof schieben? Gewiß doch. Zu essen bekommen? Gewiß doch.

Ich brachte mein Gepäck in einen Raum ohne Fenster, in dem sich zwei Betten, ein Tisch und ein Stuhl befanden. An der Doppeltür hing ein Hängeschloß – richtige Schlösser sind zu teuer.

«Woher kommst du?» fragte mich die älteste der Frauen.

«Ich bin Französin.»

«Aha . . . die Dusche ist dort oben.»

Eigentlich hätte ich mich lieber ausgeruht, aber um die Ehre Frankreichs zu retten, nahm ich ein Stück Seife und stellte mich unter Fluten von kaltem Wasser.

Die Elektrizität ist vorübergehend abgeschaltet. In Bogotá geschieht das ganz offiziell zwei Stunden pro Tag in jedem Bezirk, um eine Überlastung des Stromnetzes zu vermeiden.

In Gualanday fällt der Strom mit mehr Phantasie aus. Wir essen im Schein einer Petroleumlampe. Die Kellnerin hat mich an einen Holz-

tisch unter ein Wetterdach gesetzt. Eine Katze macht mir zurückhaltend den Hof. Die Enkelin des Hauses legt ihre Schulhefte neben meinen Teller und vertieft sich mit gesenktem Kopf und vor Konzentration halboffenem Mund in ihre Arbeit. Von Zeit zu Zeit blickt sie auf und sieht mich halb neugierig, halb beunruhigt an. Ich begutachte die lange Linie von «A»'s und sage, ich fände sie sehr schön. Sie lächelt und schickt sich an, die nächste Seite zu erobern.

Ich ziehe nun auch meinerseits die Schreibutensilien hervor und beginne den ersten von vielen Briefen an meine Familie. Dieser Abend im gelben Licht der Petroleumlampe gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Die Luft war lau, Tierchen mit singenden Flügeldecken durchfurchten im Zickzack-Flug die Dunkelheit unter den wachsamen Augen der Katze. Es roch gut nach Blumen und sonnengewärmten Steinen. Das Motorrad war zwischen zwei grünen Pflanzen eingekellt und schlief, erschöpft von der ersten Etappe unserer Reise.

Die Straße steigt schon über eine Stunde an und schraubt sich in Haarnadelkurven in die Höhe. Nirgends ein Parkplatz, um sich zu verschlafen. Die Steigung ist enorm, und die Laster kriechen wie plumpe Schnecken hinauf. Sie überholen einander, obwohl sie keinen Meter weit sehen können; die langsamsten fahren fünfzehn, die schnellsten zwanzig Stundenkilometer. Die Überholmanöver dauern eine kleine Ewigkeit. Sollten ihnen zwei andere, sich im Überholen befindliche Laster entgegenkommen, käme es zu einer vierfachen Katastrophe, im Zeitlupentempo zwar, aber unvermeidbar, da so etwas wie Bremsen nicht existiert. Und hinter ihnen ich, die ich nur mit einer kurzen Handbewegung Gas zu geben brauchte, um diesem infernalischen Gestank zu entfliehen. Also gut, wenn ich fünf Meter weit sehen kann, werde ich sie überholen. Ein gefährliches, aber auch aufregendes Spiel, in dieses Loch voll frischer Luft vorzustößen, während die Ungetüme hinter mir stöhnen und keuchen. Ich weiß, wenn ich umkippe, würden sie nicht anhalten, da sie bei dieser Steigung unmöglich wieder starten könnten. Ich hüpfte also wie ein Floh, um schneller voranzukommen; der Motor wird sich schon erholen. Zufällig habe ich eine freie Strecke vor mir, und ich sause davon, um einen möglichst großen Abstand von den Urtieren zu gewinnen. Eben wollte ich vor einer Kurve Gas geben, als die Sonne in ihren Strahlen blaue Rauchfäden einfing, die zwei Meter über dem Asphalt schwebten. Ich drosselte sofort mein Tempo. Zu

meinem Glück! Vor mir schlich ein Zwanzigtonner, groß wie ein Wohnblock, den Berg hinauf, ein anderer Laster kam mir entgegen. Das war mir eine Lektion: Von nun an würde ich vor Kurven bremsen, denn nicht immer würden mich blaue Rauchfähnchen vor einer Todesgefahr warnen.

Auf der Gebirgshöhe war es kalt und grau. Die Bäume waren goldgrünen Pflanzen gewichen, eine Farbe zwischen Mandeln und Herbst, die ich nirgendwo anders je wiedergesehen habe. Zuweilen in einer Felsnische stand eine winzige Kapelle, die eine blau und rosa bemalte Madonna barg. Rundherum hatten Reisende abmontierte Autoscheinwerfer aufgestellt, Dutzende, Hunderte, wie tote Augen. Gewisse Kapellen schienen sich besonderer Beliebtheit zu erfreuen. Zusätzlich zu den Scheinwerfern gab es Wachskerzen, die sich in zarten Kringeln selbst verzehrten. Diese kleinen, hellen Flammen ließen die Berge noch grauer, die Wolken noch trostloser erscheinen.

Wie traurig war doch dieses Kolumbien, als ich in Cajamarca ankam! Eine Brücke mit operettenartigen Laternen überspannte eine Schlucht, durch die ein Flößchen plätscherte. Ärmliche Häuser schmiegt sich an ein Gebäude, das vielleicht ein Kloster war. Eine zu breite Straße führte hinauf zu einem zu großen Platz – eine dem Wind, der Kälte, der Verzweiflung ausgelieferte Stadt. Gott, bin ich hungrig!

Auf einer Reise per Motorrad muß man regelmäßig essen, wenn man seine Etappen einhalten will.

Ein Restaurant ohne Türen und Fenster und mit sehr wenig Mauerwerk bildet die Ecke des Platzes und der Straße. Ich halte an, und sofort scharen sich fünf oder sechs Halbwüchsige um meine Honda. Kleine Jungen drängeln sich vor mit offenen, runden Mündern und aufgesperrten Augen; einige Männer versuchen, ihr Erstaunen hinter gleichgültigen Mienen zu verbergen.

Auf der anderen Seite des Platzes aus einem Laden ertönt laute ländliche Musik. In Frankreich ist die Folklore ein Phantom, das man mit lärmenden Festen wiederzuerwecken versucht. Hier ist sie lebendig geblieben. Die Flöten trillern, die Harfen bringen die Beine der Mädchen zum Tanzen, die Trommeln geben den Rhythmus, und alles ist voll ungebrochener Lebenskraft.

Ich betrete das Restaurant und setze mich an einen mit einem häßlichen Plastiktuch bedeckten Tisch. Ein Kellner empfiehlt mir die Suppe – her mit der Suppe! Und Fleisch – her mit dem Fleisch! Und bitte eine

Flasche Mineralwasser! Die Jungen stellen sich in einer Reihe vor meinem Tisch auf; an ihren Schultern hängen Kästen mit Bürsten, Lappen und Schuhcreme. Hier lautet die Devise: Wer laufen kann, ist groß genug, um zu arbeiten! Großes Gelächter über meine drei Worte Spanisch. Aber zusammen mit den fünf, die mir die Jungen beibringen, gelingt es mir, auf ihre Fragen zu antworten: «Woher kommst du? Wohin fährst du? Wieviel kostet dein Motorrad?»

Hinter ihnen steht ein Schwachsinniger und starrt mich unentwegt an. Sein Kinn hängt herunter, sein Blick ist gierig, sein Rücken gekrümmt. Ich scheine ihn zu faszinieren. Als ich meine Suppe aufgegessen habe, bleiben noch ein paar Fleisch- und Gemüsestückchen übrig, die zu hart zum Beißen sind. Der Idiot tritt einen Schritt vor und bittet mich durch eine Geste, ihm den Teller zu geben. Blöde Gans, nicht du hast ihn fasziniert, auf deine Speisereste war er scharf! Er hat Hunger und schlingt die Nahrung hinunter, schnell, bevor sie ihm einer aus der Hand reißt. Und ich schäme mich. Ich verzehre nur die Hälfte meiner Fleischportion und reiche ihm den Rest . . . Aber was hilft das schon?

Auch das ist Südamerika.

Wolken haben sich auf die Straße gelagert. Sie sind zu müde, um über den Kamm der Anden zu klettern, und so kriechen sie über das Gras wie weiche Tintenfische, strecken ihre Tastarme aus, die sich langsam auflösen, und dann weinen sie. Es ist kalt. Ich sehe keine drei Räder weit. Plötzlich zerreißt der Nebel. Eine Palme. Eine Palme in 3500 m Höhe! Eine riesige Königspalme, ganz allein auf einem Berggrat, großartig und verachtungsvoll. Nicht sie ist fehl am Platz, sondern das Gebirge.

Ich würde sie gerne fotografieren, aber wenn ich anhalte, holt mich der Zwanzigtonner ein, und dann muß ich ein zweites Mal an ihm vorbei. Tut mir leid, schöne Palme, aber wir sehen uns in meiner Erinnerung wieder.

Die Wolken lasten immer noch schwer am Straßenrand. Wenn sie sich teilen, erblicke ich erneut goldgrüne Hänge und Blockhütten, in denen Kinder, braun wie Holzbretter, Unterschlupf suchen. Auf einer Leine hängen rote, gelbe und blaue Wäschestücke. Nichts im Leben finde ich deprimierender als nasse Wäsche, die nicht trocknen will.

Hitze, Sonne! Felder voll Zuckerrohr, durchzogen von rötlich schimmernden Wegen, die sich im rechten Winkel schneiden. Eine kasteite

Landschaft, die lächelt. Der Río Cauca fließt sanft zwischen der Straße und den Bäumen dahin, und das Wasser, das mich dort oben im Gebirge so trübsinnig gestimmt hat, erfreut hier unten mein Herz. Vorhin habe ich im *Parador Rojo* haltgemacht, wo die Straßen von Medellín und Ibágue sich kreuzen. Eine überdimensionale Pseudostrohütte voller Ananas und Kuchen. Ich habe mir ein großes Glas Passionsfruchtsaft genehmigt, ein herrliches Getränk, das in sich den Geschmack von Pfirsichen, Trauben, Birnen, Äpfeln und allen köstlichen Dingen dieser Welt vereint. Und diese Königin der Früchte verbirgt sich in einer unscheinbaren Schale, die einer verschrumpelten Pflaume gleicht.

Die Kellnerinnen und der Wirt haben mein Motorrad bewundert. Ich habe erst knappe fünfhundert Kilometer geschafft, aber für sie bin ich eine Heldin, weil ich aus Frankreich komme, weil ich allein bin, weil ich eine Ledermontur trage und eine Maschine für Männer fahre. Sie finden mich einfach großartig.

Alle finden mich großartig, solange ich auf dem Motorrad sitze. Meine Probleme fangen erst an, wenn ich absteige, denn dann bin ich nicht mehr die Drei-Groschen-Heft-Heldin, sondern nur noch ich selbst. Was für eine Enttäuschung!

Auch weiterhin sind die Flüsse klar und frisch, die Zuckerrohre wie Wellen im Wind, und die Luft ist wunderbar lind. Gut, man liebt mich für etwas, das ich nicht bin, aber wenigstens liebt man mich.

Es ist heiß. Die Lastwagen werden rar. In einem ausgehöhlten Baumstamm auf dem Wasser steht aufrecht ein nackter Mann – o nein, er trägt einen Lendenschurz – und wirft sein Netz aus. Unbeweglich, allein auf der Welt, wächst sein Körper aus der Piroge, als sei er ein knospendender Ast. Mit einer geschmeidigen, kräftigen Bewegung des einen Arms entfaltet er das Wurfnetz, das in einem Sprühregen aufs Wasser fällt. Kaum zwei Sekunden später kommt erneut Leben in den Körperast: ein perfektes Zusammenspiel von Muskelkraft und Geschick. Er zieht das Netz ein, leert es und wirft es wieder aus.

Fasziniert halte ich an, kauere mich hinter ein Gebüsch, nehme meinen Fotoapparat und rufe: «Darf ich Sie fotografieren?»

Mit einer Kopfbewegung bietet er mir sein Königreich an: den Fluß, die Piroge, das ganze warme Kolumbien. Zweimal, dreimal wirft er sein Netz aus und beobachtet mich aus den Augenwinkeln. Ich weiß, er tut es nicht, um zu fischen, sondern um mir einen Gefallen zu erweisen.

«Vielen Dank, das war sehr schön.»

«Kommst du baden?»

Oh, wie gerne würde ich mich in den Fluß gleiten lassen und die Sonne an seiner Seite trinken. Wie gerne wäre ich unkompliziert und sanft. Verzeih, Fischer, du sprichst nur zu meinem Bauch, aber bei mir muß alles erst durch den Verstand gehen.

Als ich von Bogotá und «meinem» Haus erzählt habe, habe ich Thierry nicht erwähnt. Ich hätte es getan, wenn er dagewesen wäre. Aber Thierry ist in Myriam verliebt, und Myriam wohnt in Cali. Thierry hat am Tag meiner Ankunft Bogotá verlassen, um Myriam zu besuchen, und so kam es, daß ich in Thierrys Bett schlief und daß Myriam meine Freundin wurde. Myriam ist das schönste Mädchen, das ich auf meiner ganzen südamerikanischen Reise gesehen habe. Thierry hatte mir seine Adresse in Cali gegeben und mir versprochen, daß ich dort übernachten könne, wiederum in seinem Bett, weil er inzwischen in Bogotá sein würde.

Und so landete ich eines Abends, nachdem ich mich erst mal ausgiebig in den Vororten Calis verfahren hatte, unter der Führung eines anderen Motorradfahrers, der mir aus schierer Freundlichkeit half, ohne etwas von mir zu wollen, bei den Osorios.

Sie bewohnen ein reizendes Gartenhaus in einem neuen Stadtteil. Entlang den blühenden Alleen patrouilliert ein Wachmann, Pistole an der Hüfte, den die Anwohner bezahlen. Auf den ersten Blick sind kolumbianische und französische Familien zum Verwechseln ähnlich. Der Vater geht ins Büro, die Mutter ist müde, es gibt einen Hund, eine Katze und einen Kanarienvogel, die Töchter helfen den Tisch decken, die Söhne lassen sich bedienen.

Aber auf den zweiten Blick ändert sich das Bild. Ein Dienstmädchen putzt die Küche – das ist billiger als eine Geschirrspülmaschine. Frau Osorio hat sechs Kinder großgezogen. Als sie erfuhr, daß meine Mutter nur zwei Töchter hat, war sie erstaunt, fast schockiert.

Eine Stunde nach meiner Ankunft habe ich mich Anna genannt. Muñeca, die kleine Hündin, folgte mir auf Schritt und Tritt; Fernando, einer der Söhne, der ein Taxi fährt, hat mir meine Stiefel geputzt, weil ich mich so ungeschickt angestellt habe. Der Macho ist auch nicht mehr das, was er mal war . . .

Zwei Tage lang ließ ich mich von den Osorios verwöhnen. Einen ganzen Nachmittag lang hat José Fernando seinen Taxameter abgestellt und Myriam und mich kreuz und quer durch Cali gefahren. Cali ist wie